



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Markus wurde von einer sehnächtigen Zärtlichkeit ergriffen. Er lief auf den Steinhaufen zu und zog den Stock heraus. Eine Spinne hatte die ganze Kriech umwoben. Markus blies und putzte, bis kein graues Fädchen mehr daran hing. Dann hielt er den blanken reinen Stock in der Hand und lachte.

Das unkluge Frauensmensch auf der Ziegelei!

Ehe noch die Sonne so hoch stand wie die Eichbäume, war er drüben hinter der Hasekoppel am Kreuzweg. All seine Unruhe war hin. Langsam und zufrieden wanderte er am Noer entlang. Und als er bei der Ziegelei ankam, hatte er Karen ganz vergessen, dachte nur noch an seine Papiere, und dann fiel ihm der Schuster drüben in Natklund ein, der noch Geld für einmal Besohlen zu kriegen hatte.

Diese neuen Sohlen — die würden keine guten Tage haben!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Familiengeschichte. Dem Aufsatz „Alte Alken und Ortsgeschichte“ (Grenzboten 1901, Nr. 15) mögen hier ein paar Worte über Familiengeschichte folgen.

„Wer war Ihr Urgroßvater?“ Diese Frage habe ich im Laufe der letzten zwanzig Jahre vielen meiner Bekannten gestellt. Die Antwort lautete in den meisten Fällen, daß man über den Großvater hinaus nichts von der Familiengeschichte wisse; dabei wurde meist diese Unkenntnis sehr bedauert, zuweilen auch erwähnt, daß man sich schon Mühe gegeben habe, etwas von den Voreltern zu erfahren, leider ohne nennenswerten Erfolg. Thatsache ist, daß die meisten Familien bürgerlichen Standes ihre Familiengeschichte nur bis zu den Großeltern zurück kennen, also genau so weit, wie die persönliche Erinnerung reicht, und im natürlichen Lauf der Dinge die Personen leibhaftig vor Augen zu stehn pflegen. Was dahinter liegt, versinkt in nächtliches Dunkel. Nun lernen wir aber in der Grammatik, daß es nicht bloß ein Präsens, Imperfektum und Perfektum giebt, sondern auch ein Plusquamperfektum. Der Kulturmensch, der sich hochmütig=bescheiden gern als „Geschichtstier“ bezeichnet, der so stolz ist auf die Geschichte seines Landes und Volkes, sollte aber auch etwas Interesse für seine eigne persönliche Geschichte übrig haben, denn es ist schließlich doch für jeden Menschen, nicht nur für Fürsten und Aristokraten, wissenschaftlich, wie der Stamm aussieht, an dem man selbst im Augenblick einen der jüngsten Triebe darstellt. Man braucht gewiß keinem chinesischen Ahnenkultus zu huldigen, aber etwas mehr Familiensinn könnte unserm breiten Mittelstande nicht schaden, mag auch der daraus fließende Gewinn nicht nach Mark und Pfennigen zu berechnen sein. Der Adel hat seinen Stammbaum und führt ihn sorgfältig weiter, obwohl heute der Nachweis einer tadellosen Ahnenreihe an praktischer Bedeutung viel eingebüßt hat; er thut wohl daran, denn das Vorhandensein eines durch Jahrhunderte getreulich fortgeführten Stammbaums giebt der Familie Halt und sichert ihr den im Zeitalter des Verkehrs doppelt gefährdeten Zusammenhang, innerlich und äußerlich. Bekannt ist, daß im altrömischen Hause die politischen Grundsätze der Ahnen von den Nachkommen jahrhundertlang festgehalten wurden, und die Thaten und Ehrenämter der Väter Gegenstand eines förmlichen Kultus waren. Bei den Juden war die Führung der Geschlechtsregister religiöse Pflicht. Auch unserm deutschen Bürgerstande war vormals ein starker Familiensinn eigen; er ist aber in neuerer Zeit leider bedenklich abgeblaßt. Wo sind heute die Familienfeste, bei denen jedes Mitglied des Hauses („Haus“ im weitesten Sinne genommen) sich seiner Familienzugehörigkeit mit Stolz bewußt würde? Wo sind die Familien-

bibeln, in die der Hausvater alten Schlags wichtige Vorfälle in der Familie, Geburt und Tod, umständlich und feierlich zu verzeichnen pflegte? Wir schreiben heute so unendlich viel, unendlich viel Gleichgiltiges, und veräußen darüber das, was uns am nächsten angeht, schriftlich festzulegen. Nimmermehr können farblose Standesamtsregister diese intimen Aufzeichnungen ersetzen, in die der Schreiber, ohne es zu wissen und zu wollen, immer ein Stück von dem eignen Geiste wie von dem Geiste seiner Zeit hineinlegt und seinen Erben aufbewahrt.

Am meisten hat, neben dem Adel, noch der Bauernstand seine Familienhaftigkeit bewahrt, wo er von fremden Einflüssen, Industrie und Großstadtlust, unberührt blieb. Hier giebt es immer noch zahlreiche Familien, die ihre Vorfahren durch eine Reihe von Generationen nachzuweisen vermögen. Namentlich ist dies der Fall, wo das Gut oder der Hof in der Familie vielleicht jahrhundertlang forterbte. In Westfalen, Brandenburg, Pommern usw. finden sich solche Erbitze häufig. Bei dem ansässigen Bürgerstande echter Kleinstädte (Ackerbürgern usw.) mögen die Verhältnisse allenfalls ähnlich liegen. Auch in der protestantischen Geistlichkeit, besonders unter den Landgeistlichen, wo der geistliche Beruf oft erblich ist, giebt es manche, die ihre Stammeltern bis zur Reformationszeit nachzuweisen vermögen; ferner finden sich hier und da alte Forstmanns- und Lehrerfamilien mit ähnlicher „Ahnenreihe.“ Diese einzelnen Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel, daß der frühere Zusammenhalt der Familien nicht mehr besteht. Die Lockerung der Familienbände trifft namentlich den gesamten Bürgerstand mittlerer und größerer Städte einschließlic der Beamtenerschaft sowie die städtische Arbeiterbevölkerung.

Die Gründe für das Zurückgehn des Familiensinns kann man leicht erkennen. Wo im raschen, rastlosen Erwerbaleben oft blutwenig Zeit bleibt für die lebende Familie, da ist für die tote erst recht kein Raum. Familienpapiere, soweit nicht etwa Erbsprüche dadurch begründet werden können, sind wertloser Ballast in engen Mietzräumen, und die nötigen amtlichen Ausweise liefert das Standesamt. Dazu kommt die Beweglichkeit der Bevölkerung. Umzüge nach andern Orten oder in andre Wohnungen innerhalb der Stadt verhindern das Anwurzeln und lassen ein rechtes Heimatsgefühl, aus dem der Familiensinn herauswächst, gar nicht mehr aufkommen. Zumal die Großstadatmosphäre ist Gift für ein solches Gemütspflänzchen, wie der Familiensinn, außerdem aber auch Gift für die Menschen selbst, denn die Statistik lehrt, daß die höhern Familien in den Großstädten fast regelmäßig nach wenig Geschlechterfolgen erlöschen. Vor kurzem noch hat ein englischer Gelehrter den Nachweis erbracht, daß es „rein Londoner der dritten Generation“ so gut wie gar nicht giebt. Wenig Menschen von Ansehen und Bedeutung haben einen „städtischen Großvater.“ Der moderne „Zug nach der Stadt“ erscheint hiernach als ein wahrer Zug „des Todes,“ der noch seiner Darstellung durch den Maler harret. Das Aussterben der höhern städtischen Familien muß den Volksfreund umsomehr schmerzen, als dadurch eine Summe trefflichster Anlagen und Eigenschaften verloren geht, deren Erhaltung durch Vererbung dringend erwünscht wäre. Vielleicht ist Mangel an Familiensinn mit eine der Ursachen, die hier zum Erlöschen der Geschlechter führen. Die Arbeiterbevölkerung der großen Industriemittelpunkte kann für diesen Ausfall sicher keinen vollen Ersatz schaffen, da sie leiblich und geistig nur zu oft verkümmert ist, und einen Familiensinn, wie wir ihn hier im Auge haben, kann man in dieser aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Menge ganz gewiß nicht erwarten.

In aufsteigenden Familien ist es nicht selten, daß man sich des niedern Standes seiner Vorfahren ungern erinnert oder geradezu schämt; eine Thorheit, denn Ursache sich zu schämen hat doch nur der Mensch, der auf der gesellschaftlichen Stufenleiter hinabgeglitten ist und nicht vermocht hat, sich auf der Höhe seiner Vorfahren zu behaupten. Gerade solche zurückgegangnen Leute aber neigen dazu, sich mit der ruhmreichen Vergangenheit ihrer Familie zu brüsten. Mancherlei Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, als ob sich in der neusten Zeit der Familiensinn und damit das Interesse für Familiengeschichte auch im mittlern Bürgerstande belebe.

Das würde man mit Freude begrüßen können als aufsprießendes junges Grün in der Ode des Materialismus unsrer Tage, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein! Noch immer und zu allen Zeiten war ein starker Familiensinn das Zeichen innerer Volksgesundheit und Volkskraft, wie umgekehrt die Nichtachtung der Familie und der Familienurkunden immer den Verfall eines Geschlechts andeutet. Wie wir im „Vaterlande“ etwas durchaus andres, höheres sehen als im „Staat“ mit all seinen Einrichtungen zu Nutz und Frommen der Bürger, so ist die „Familie“ im geschichtlichen Sinne mehr als die bloße augenblickliche Lebensgemeinschaft einiger Menschen auf „Gedeih und Verderb.“ Die Geschichte unsers Landes und Volkes studieren wir, um ein reifres Verständnis für unsre staatsbürgerlichen Pflichten zu gewinnen und um uns an großen Vorbildern patriotisch zu begeistern. Ähnlich soll im engern Kreise die Kenntnis der Familiengeschichte wirken; sie soll das gegenwärtige Geschlecht zur Dankbarkeit mahnen für das Gute, das seine Vorfahren ihm hinterlassen haben, sie soll zugleich gelegentlich warnen und vor allem anregen zu dem unermüdlischen Streben, den Namen der Familie hochzuhalten, den Tüchtigsten unter den Vorfahren nachzueifern.

Große Thaten zu vollbringen und den eignen Namen mit der Weltgeschichte zu verknüpfen, das ist nur wenig Auserwählten beschieden; aber echte Tüchtigkeit auch in bescheidenem Wirkungskreise, Redlichkeit und Biedersein sind nicht minder nachahmungswert, und „das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen“ steht in der Bibel, er wirkt fort, auch wenn er längst gestorben ist, und wohl der Familie, die sich solcher Vorbilder aus ihrer Mitte erfreuen darf und ihren Nachruhm fort-erben kann auf Kinder und Enkel.

Gebt euern Kindern schöne Namen,  
Darin ein Beispiel nachzuahmen,  
Ein Muster vorgehalten sei.  
Sie werden leichter es vollbringen,  
Auch gute Namen zu erringen,  
Denn Gutes wohnt dem Schönen bei.

(Mückert.)

Möge jeder an seinem Teil und in seinem Kreise dazu mitwirken, den Familiensinn zu pflegen und zu beleben, das ist ein löbliches Beginnen und wird gute Wirkung thun gegen den übertriebenen Individualismus und andre Krankheiten unsrer Tage. Vaterlandslose Gesinnung ist da undenkbar, wo der Familie die ihr gebührende Geltung eingeräumt wird, denn Familiensinn ist Heimatsinn. Neue Mittel zu diesem Zwecke zu erfinden, ist nicht nötig, man wird nur darauf hinwirken müssen, alte gute Sitten zu erhalten, vergessene ins Leben zurückzurufen. So ist es, um nur ein Beispiel anzuführen, der Anregung unsers Kaisers zu danken, daß seit einigen Jahren wieder Tauf- und Hochzeitsmedaillen als Erinnerungstücke in Gebrauch kommen.

Besonders nützlich und wirksam für unsern Zweck würde es sein, wenn wieder in recht vielen Familien eigne Aufzeichnungen über die wichtigsten Vorgänge des Hauses gemacht würden. Die vormals übliche Einschreibung solcher Daten in die Familienbibel war eine schöne Sitte, noch besser aber ist es, ein besonderes Buch dafür anzulegen. Wie man ein solches Buch einrichten will, ist an sich ziemlich nebensächlich, die einfachste Form ist die beste. Bewährt hat sich die Anordnung, daß jedem Familiengliede ein besonderes Blatt bestimmt wird. Die Blätter des Buches werden fortlaufend numeriert, und so ist es leicht, einerseits auf die Eltern zurückzuweisen wie auch die Blätter zu bezeichnen, auf denen der weitere Lebenslauf jedes Kindes dargestellt ist. Vielleicht findet sich eine Buchhandlung bereit, ein gutes Muster zu einem Familienstammbuche zu entwerfen und in angemessener Ausstattung zu vertreiben. Es wäre das ein dankenswertes und vielleicht auch geschäftlich lohnendes Unternehmen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ein derartiges Buch, gut geführt, einen nicht zu unterschätzenden praktischen Wert hat; sein Hauptzweck und Nutzen muß

aber stets darin gefunden werden, daß es den Zusammenhalt der Familie fördert und deren Angehörige nötigt, dem Oberhaupte des Hauses, dem ja in der Regel die Eintragungen zufallen werden, von allen wichtigeren Ereignissen Nachricht zu geben. Wie eng oder weit man dabei den Begriff der Familie fassen will, wird sich nach den Umständen richten. Im allgemeinen dürfte die natürliche Begrenzung durch den Geschlechtnamen gegeben sein, sodaß die Descendenz weiblicher Familienglieder zwar als wann und wo geboren verzeichnet, mit ihren weitern Schicksalen jedoch nicht mehr in extenso aufgeführt wird.

Wer es unternimmt, eine solche Familienchronik zusammenzutragen, wird für seine Mühe reichlich belohnt werden durch den eignen Genuß, den solche Sammelarbeit mit sich bringt. Je weiter die Aufzeichnungen zurückführen, desto interessanter sind sie für die Familie selbst, und je länger sie in Zukunft durchgeführt werden, umso mehr gewinnen sie zugleich an allgemeinem Wert, weil sich die Familiengeschichte notwendig mit der Orts- und Landesgeschichte verknüpft.

Zum Schluß wollen wir hier einige Worte von Niehl (W. S. Niehl, Die Familie. 2. Abdruck, 1855, S. 276) anführen: „So lange es im Bauernhause noch ordentlich spukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt im eignen Hause, und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter. . . . Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemieteten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein schwaches Gedächtnis in Familiensachen bekommen, und so bleibt nur übrig, daß das beschriebne Papier die Überlieferungen des Hauses einstuweilen festhalte.“

Bonn

P. Seehaus

Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher, herausgegeben von Heinrich Junck. (Weimar, Verlag der Goethegesellschaft, 1901.) Der letzte Band der Schriften der Goethegesellschaft enthält eine altentworfene Darstellung der Geschichte des denkwürdigen Freundschaftsbundes, der im Jahre 1774, als Sturm und Drang noch die Herzen bewegte, zwischen dem jungen Goethe und dem aufstrebenden Züricher Mystiker geschlossen wurde. Die ganze Korrespondenz zwischen den beiden Männern liegt nun übersichtlich geordnet vor, dazu kommen der Briefwechsel zwischen Goethes Eltern und Lavater, aus Lavaters Tagebüchern der Abschnitt über die Reise nach Ems und einiges andre, ferner aus Lavaters weiterverzweigtem Briefwechsel sämtliche Goethe betreffende Stellen, einige Angaben aus den „Physiognomischen Fragmenten,“ endlich die Widmung des Nathanael und Goethes bündige Äußerungen darüber. Eine reiche Folge von Anmerkungen erörtert hauptsächlich die Chronologie der Briefe und giebt über die in den Briefen und Tagebüchern erwähnten Persönlichkeiten die nötigen Aufschlüsse. Auch Abbildungen fehlen dem Buche nicht: vor dem Titelblatt findet man das vortreffliche Brustbild Lavaters von Lips, am Schluß sieht man drei Tafeln mit zehn Porträts des jungen Goethe und je einem seiner Eltern, alle aus den Physiognomischen Fragmenten. Die von Erich Schmidt verfaßte Einleitung giebt in kurzen Zügen ein übersichtliches Bild von dem Anfang der Freundschaft bis zum Bruch.

Es mußte so kommen. Allzu verschieden waren die Naturen der beiden Männer, und ihre Anschauungen mußten um so weiter auseinandergehen, je mehr Goethe dem Jugendalter und der Sturm- und Drangzeit entwuchs. Man könnte glauben, daß die italienische Reise den Bruch verursacht habe. Aber das ist nicht so, die Entfremdung war schon früher eingetreten. Im Jahre 1779 freilich war das Verhältnis noch ungetrübt, auf der Schweizerreise dieses Jahres hatte Goethe den Jugendfreund aufgesucht und sich in „Lavaterschen Pleonasmen“ über ihn ausgesprochen. Dann folgte aber jählings der Umschwung. Schon die im Jahre 1781 erschienene Ausgabe von Lavaters Briefen und Gedichten hatte Goethe ein gewisses Unbehagen verursacht, nun kam noch dessen Bewundrung für die Thaten Cagliostro

hinzu. Da tritt Goethe dem Freunde zum erstenmal entschieden entgegen. Seinem Glauben an die überfinnliche Welt und die Offenbarung, den er ihm übrigens gern lassen will, stellt er den seinen als einen ebenso unerschütterlichen entgegen, und über das Treiben Cagliostro's urteilt er kühl: „Glaube mir, das Unterirdische geht so natürlich zu als das Überirdische, und wer bei Tage und unter freyem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe.“ Kurz darauf, 1782, erschien Lavaters Pontius Pilatus, worin der Autor ausführlich seine Herzenmeinungen darlegte. Das war mehr, als Goethe damals vertragen konnte. Jetzt fiel das berühmte Wort von dem dezidierten Nichtchristen, und unumwunden bekennet der Abtrünnige, daß der Pilatus auf ihn widrige Eindrücke gemacht habe. Damit war die Entfremdung schon ausgesprochen: krasser Wunderglaube und freies Menschentum konnten nicht länger zusammengeh'n. Zu einem förmlichen Bruch ist es trotzdem nicht gekommen. Aber als Lavater auf seiner Rückkehr von Bremen 1786 in Weimar bei Goethe einkehrte, herrschte schon eifrige Lust. „Rein herzlich, vertraulich Wort, schreibt Goethe an Frau von Stein, ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Ich habe auch unter seiner Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt.“ Damit war die Trennung für Goethe wenigstens besiegelt. Die italienische Reise 1786 bis 1788 konnte die Kluft nur noch erweitern. Der während dieser Zeit unternommene ungeschickte Versuch Lavaters, durch seinen Nathanael noch einmal in Sachen des wahren Glaubens an Goethe zu appellieren, wurde von diesem schroff zurückgewiesen und hatte zur Folge, daß Goethe auf seiner Rückreise nach Deutschland Zürich links liegen ließ. Im Jahre 1793 freut er sich, Lavatern, der auf seiner Reise nach Dänemark auch Weimar berührte und dort Halt machte, entgangen zu sein — er war damals zusammen mit dem Herzog im preußischen Lager vor Mainz —, und im Jahre 1797, als er zum drittenmal die Schweiz bereifte, weilte er zwar in Zürich, kümmerte sich aber gar nicht um den ehemals so hochgeschätzten Freund. Kurz zuvor hatte, wie man weiß, der Xeniensturm auch den Züricher Propheten unsanft berührt. Das brachte nun auch diesen, der bis dahin wiederholt einzulenken versucht hatte, in Harnisch. Bei der Herzogin Luise führt er brieflich bittere Klage über die Trunkenheit des Geniewitzes, der auch das Heiligste antaste, und dem Grafen Stolberg schreibt er: „Goethe ist nun auch — ich hätte bald gesagt, Profos der Sansküllottenrotte — geworden.“ Somit war der Sonnenblick, den Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele — die schöne Seele ist bekanntlich die gemeinsame Freundin Fräulein von Klettenberg — nach Zürich geworfen hatten, wieder erloschen. Auch Goethes Epos Hermann und Dorothea, das Lavater ein Versöhnungsopfer für die Xenien nannte, war doch nicht dazu angethan, das alte Verhältnis zwischen den beiden Männern wieder herzustellen oder auch nur die Wiederherstellung anzubahnen. Lavaters tragischer Tod (2. Januar 1801) ging an Goethe, wie es scheint, spurlos vorüber, wenigstens ist keine Äußerung darüber bekannt geworden. Erst nach einem Jahrzehnt, als Goethe an die Abfassung seiner Lebensbeschreibung ging, erwachte das Andenken an die alte Jugendfreundschaft von neuem, und mit ungebrochenen Farben trat das Bild des einst so geliebten Freundes vor die Seele des Dichters. Die Emscher Reise gehört zu den schönsten Partien des Werkes, und das neunzehnte Buch, das die Schweizerreise enthält, giebt eine ausführliche, unparteiische Charakteristik Lavaters, die durch die Worte eingeleitet wird: „Zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken.“ Das war auch ein Versöhnungsopfer für mancherlei Anglimpf, das freilich zu spät kam.

f. K.